

LOKALES

Wiesbaden, 22. Juni 1904

• **Rosenfest.** Die Kurverwaltung veranstaltet am Samstag, den 25. Juni ein Rosenfest mit großer Ball, das in ähnlicher Weise arrangiert sein wird, wie das Frühlingsfest, welches im Mai so außerordentlichen Anlauf fand. Der große Saal wird diesmal anstatt mit Flieder, mit Rosen geschmückt sein. Das Fest findet unter allen Umständen, also auch bei ungünstiger Witterung statt. Zum Ball werden zwei Orchester aufspielen, demselben geht ein Doppeltongert in dem reich illuminierten Kurgarten voraus. Der Eintrittspreis ist für die Inhaber von Jahresfreibriefen, Saisonkarten und Abonnementskarten für Gieße auf zwei Mark ermäßigt.

• **Spielplan des Volkstheater.** (Wochenplan). Mittwoch, den 22. Juni „Der Mikado“. Donnerstag, den 23. Juni erster Gastspiel der amerikanischen Original-Barfuß-Tänzerin Howard de Grey, dazu „Nastelbinder“. Freitag, den 24. Juni erstes Gastspiel der amerikanischen Original-Barfuß-Tänzerin Howard de Grey, dazu „Der Mikado“. Samstag, den 25. Juni zweites Gastspiel der amerikanischen Original-Barfuß-Tänzerin Howard de Grey, dazu „Der Mikado“. Sonntag, den 26. Juni, viertes Gastspiel der amerikanischen Original-Barfuß-Tänzerin Howard de Grey, dazu „Der Mikado“.

• **Volkstheater.** Die Operette „Der Mikado“ wird am Mittwoch, wie schon berichtet zum ersten Male aufgeführt. In Szene gesetzt ist das Werk von Herrn Regisseur Tachauer, musikalischer Leiter ist Herr Kapellmeister Laubert. In den Hauptrollen werden die Damen v. Born, Walford, Görgi, Scholz, die Herren: Lang, Dir. Rothmann, Tachauer, Bilzer und Haagen. Donnerstag findet bestimmt das erste Gastspiel der Barfuß-Tänzerin Mik Howard de Grey statt.

• **Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen** heißt es, und dieses Dichterwort dürfte auch von dem neuen von Dr. Norman herausgegebenen, reich illustrierten „Führer durch Wiesbaden“ seine Anwendung finden. Er bringt vieles, was für den Fremden und besonders für den Kurgast von Interesse ist, und er bringt manches neue, was andere Führer nicht enthalten. Außer einem reichhaltigen, zweckmäßig angeordneten Text weist das im Verlage von Moritz und Münzel hier erschienene Buch 17 Bilder nach den neuesten photographischen Aufnahmen, einen genauen Stadtplan und eine sorgfältig ausgeführte Waldkarte auf. Die gediegene, elegante Ausstattung, das handliche Format und der billige Preis werden, vereint mit den genannten Vorzügen, den neuen Führer ohne Zweifel bald zu dem beliebtesten machen.

• **Der Volksbildungsverein zu Biebrich** zählte am Ende des letzten Vereinsjahres 462 Mitglieder. In denselben aufgegangen ist die Ortsgruppe des Lesevereins für den Landkreis Wiesbaden, die etwa 70 Mitglieder zählte. Nach diesem Zusammenschluss wurde der Volksbildungsverein unterstützendes Mitglied des ge-

nannten Kreislesevereins mit einem Jahresbeitrag von 20 M. Die Lesehalle und die Bibliothek werden von der Herzog-Alb.-Schule nach der Steinschule verlegt. Während des verflossenen Jahres war die Lesehalle von insgesamt 2823 Personen besucht. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher betrug 68330. Benutzt wurden dieselben von 2732 Lesern. Der Bestand der Bibliothek konnte, ganz erheblich erweitert werden. Der Katalog weist 1602 Bände auf. Im abgelaufenen Jahre veranstaltete der Verein drei gut besuchte Volksunterhaltungsabende. Die Einnahmen betrugen 1718,14, die Ausgaben 1682,43 M. Der Haushaltsüberschuss pro 1904 betrug in Einnahme und Ausgabe auf 1676 M. An dem vom Verein eingerichteten Nähturfs bei Fräulein Schmidt beteiligten sich 50 Schülerinnen. Die gewerbliche Fortbildungsschule erhielt nach Einführung des Ortsstatuts vom 30. August 1903 eine Erweiterung und teilweise Umgestaltung insofern, als jetzt alle gewerblichen Arbeiter (Gezellen, Lehrlinge, Gehilfen usw.) die Fortbildungsschule bis zum Ablauf desjenigen Schuljahres besuchen müssen, in welchem sie das 17. Lebensjahr vollenden. Gegenwärtig zählt die Schule 15 Klassen mit zusammen 363 Schülern, die von 11 Lehrern unterrichtet werden. Zur Unterhaltung der Fortbildungsschule erhielt der Gewerbeverein vom Centralverein 1800 M., von der Stadtgemeinde 1250 M. und vom Volksbildungsverein 160 M.

Rel. 30 '6. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.



Sunlight Seife

Mit wenig Arbeitsaufwand bewältigen Wäscherinnen und die Wäschealten beim Gebrauch von Sunlight Seife die schwierigsten Wäschestücke. Sie bedürfen dann keinerlei scharfer Chemikalien und teuflicher Erfindungen zur Erleichterung der Arbeit auf Kosten der Wäsche. Sunlight Seife reinigt allein durch ihre eigene Reinigungskraft — ohne daß ihr bei ihrer Herstellung nur der geringste scharfe Bestandteil beigemischt ist — und zwar durch ihren hohen Fettgehalt. Die Reinheit der zu ihrer Fabrikation verwendeten Fette und Öle wird garantiert. Die Wäsche wird geschont, die Hände und die Haut werden nicht angegriffen. Mit Sunlight Seife erspart man Geld, Zeit, Gesundheit und Kraft.

Große Auswahl in modernen Herrenanzügen von M. 12.—, 15.—, 18.— bis M. 30.—.

Knabenanzüge, sowie einzelne Hosen in allen Größen und jeder Preislage. 1150

Schuhwaren für Herren, Damen und Kinder empfiehlt zu billigsten Preisen **Firma Pius Schneider, Michelsberg 26,** gegenüber der Synagoge.

Die Rheinische **Maschinenfabrik Hartmann & Cie.** Niederwalluf, hat eine mechanische Werkstatt zur Herstellung resp. Reparatur aller Maschinen und Maschinenteile eingerichtet und hält sich empfohlen. Prima Arbeit m. garantirt. 1048

Wegen Aufgabe meines Etagegeschäftes gebe auf

Juwelen, Goldwaaren und Uhren
20% Rabatt 20%.

Fritz Lehmann, Juwelier, Langgasse 3, 1. Etage.

Die Eröffnung des Ladengeschäftes im eignen Hause erfolgt im September.

Füßlinge

zum Selbstannähen an alte Beinlängen.

Baumwolle gewebt, verst. Fersen u. Spitzen v. 20 Pf. an
Baumwolle gestrickt, prima Qualität zu 45 Pf.
Wolle gestrickt oder gewebt, prima Qualität, zu 65 Pf.

L. Schwenck, 9 Mühlgrasse 9.

707

Beste Bezugsquelle
für feinste

Süßrahm-Butter

per Pfund Mk. 1.15, 1.20, 1.25, 1.30,
bei 5 Pfund Abnahme 5 Pfg. billiger. 1513

Prima Hofgutmutter

per 1 Pfund Mk. 1.10, bei 5 Pfund Mk. 1.05.

Diverse Käse!

Deutsche Weichkäse, Schweizer-Käse, französische Käse, Holländer-Käse, Gaudkäse, Emmentaler Käse, bei

J. Hornung & Co.,

Eier- u. Butter-Großhandlung,
Telephon 392, 3 Sauerstraße 3. Telephon 393.

MÄNNER! SANOKAPSELN sind wirksam bei Harn- u. Blasenleiden (3 Phenyl salicyl 3 G. Cub. 10 Santal 50 Caps) **PREIS 3 Mk.** Von Spezialisten fortgesetzt gebraucht. Eine Privat-Klinik bereit 1901-1903 45000, u. bis Juni 03 36000 Stück. Viele Dankschreiben. Kein ähnliches Präparat kann sich solchen Erfolgen rühmen. **VERSAND: APOTHEKE HOFMANN, SCHNEIDT-LEIPZIG.** In Wiesbaden „Taunus-Apotheke“, sowie in den meisten andern zu haben. 848

Killians Mützen sind die besten. 8912

Gasthof „Zur Stadt Biebrich“, Albrechtstrasse 9.

Bringe meinen schönen schattigen Garten in empfehlende Erinnerung. 1226

Wilh. Bräuning.

Samos Muskat 1 Fl. Mk. —.75
Samos Muskat (Ausbruch) 1 „ „ 1.10
excl. Glas, bei Mehrabnahme Rabattbewilligung, empfohlen 1725

J. Rapp, Nachfolger,

Goldgasse 2,

Kolonialwaren — Weinhandlung — Delikatessen, nicht Neugasse.

Trockene Blasen,

zum Zubinden von Einmachegläsern, zu billigsten Preisen.

Tel.-Ruf No. 634. Steinberg & Vorsanger, 2096 **Wörthstr. 68.**

Fahnen - Verleihanstalt.

Übernahme von Saal-, Garten- und sonstigen großen Dekorationen.

Aufstellung von Zelten bei Festlichkeiten.

0295 **Lewald, Schwalbacherstr. 2, r.**

Umzüge

in der Stadt und über Land, sowie Kollfuhrt jeder Art, übernimmt unter Garantie, billig bei pünktlicher Bedienung **Wilh. Blum, Frankfurterstr. 38 a.** Telephon 2373.

NB. Bestellungen werden angenommen bei Herrn **Jac. Helm, Cigarrenhandlung, Friedrichstraße 44.** 2317

Die Glaser-Arbeiten

für den **Neubau Augenheilkunst Wiesbaden** sollen an leistungsfäh. Unternehmer vergeben werden.

Offerten werden bis spätestens **1. Juli, mittags 12 Uhr,** an das unterzeichnete **Baubureau** erbeten, wofür die nötigen Unterlagen mit sämtl. Zeichnungen gegen Zahlung von Mk. 5.—, im Zimmer Nr. 1, erhältlich. 2322 **Baubureau Schellenberg.**



Nr. 144.

Donnerstag, den 23. Juni 1904.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

< Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Nicht doch, damit ist uns keineswegs geholfen“, sagte er, ich würde Dich in meinem kleinen Haushalt sehr vermissen und Du könntest Dich als Sklavin nimmermehr wohl fühlen.“

Sie trat vom Fenster zurück und strich mit der Hand langsam über die Augen.

„Wir reden später noch darüber“, entgegnete sie, „ich will jetzt die Geschenke Wendts zusammensuchen und sie sammt dem Ringe ihm zurückschicken.“

Sie verließ das Zimmer und ging in ihr Schlafgemach, eine halbe Stunde später trat das Dienstmädchen den Weg zur Apotheke an, einer Antwort hatte Erna den letzten Brief ihres ungeliebten Verlobten nicht gewürdigt.

10. Kapitel. Gefunden.

Der Rentner Schreiber hatte früher in den Diensten der Geheimpolizei gestanden und als Beamter derselben der rächenden Gerechtigkeit wichtige Dienste geleistet.

Mißbilligungen mit einigen Vorgesetzten einerseits und andererseits auch ein günstiger Vermögensstand und das Bedürfnis nach Ruhe hatten ihn bewogen, sein Amt niederzuliegen.

Mit dem Titel eines Inspektors und dem wohlverdienten Ruhegehalt war er verabschiedet worden, er verließ die Residenz und zog in die große Provinzialhauptstadt, wo niemand seine frühere Thätigkeit kannte.

Indessen es war noch kein Jahr verstrichen, als die Langeweile des eintönigen Rentnerlebens ihn wünschen ließ, wieder in Thätigkeit gesetzt zu werden, und nachdem er eine Weile darüber nachgedacht hatte, stellte er sich der Polizeibehörde und dem Gericht zur Verfügung, und von beiden wurde er freundlich aufgenommen.

In der Untersuchungssache gegen Hugo Röder hatte der Untersuchungsrichter ihn mit der Uebertwachung des Kaufmanns und den damit verbundenen Nachforschungen beauftragt, er war dadurch mit Konrad Wilde bekannt geworden, dessen zukünftiger Schwager nun seinen Verdacht erregte.

Er wußte, daß Gerhard Steinthal noch vor Kurzem ein armer Dienstmann gewesen war, der aus Mangel an genügenden Einkommen seine Braut nicht heimführen konnte.

Nun war dieser Mann plötzlich gewissermaßen über Nacht ein reicher Mann geworden und hielt die Ursache dieses Glückfalls Jedem, sogar seiner Braut geheim.

Er behauptete allerdings, daß er geerbt habe; aber Konrad Wilde hatte dem alten Herrn gesagt, die verstorbene Tante müsse wohl im Monde gewohnt haben, er habe früher nie eine Wohnung von ihrer Existenz gehabt, und Steinthal wollte über den Wohnsitz der Tante mit der Sprache nicht herausdrücken.

Anderen Leuten gegenüber hatte Steinthal erklärt, er habe in der Lotterie gewonnen, und bei einer dritten Gelegenheit sagte er, die Familie seiner Braut habe die Ersparnisse ihm anvertraut, damit er selbstständig werden und heirathen könne.

Diese dritte Behauptung war eine grobe handgreifliche Lüge, denn die Familie der Braut hatte nie einen Pfennig überschüssig

gehabt, und Steinthal gab für die Verschönerung seiner Wirthschaft recht große Summen aus.

Wahrscheinlicher klang es, daß er das Geld in der Lotterie gewonnen haben wollte, und wenn er Bedenken trug, weiteren Aufschluß darüber zu geben, so war auch das erklärlich.

Es gab auswärtige Lotterieunternehmen, an denen sich zu betheiligen, gesetzlich verboten war; wer dies Verbot übertrat, wurde nicht nur bestraft, er mußte auch den Gewinn, der auf sein Loos fiel, wieder herausgeben.

Wie auch die Dinge nun liegen mochten: der Inspektor Schreiber war entschlossen, den Sachverhalt zu erforschen; für ihn, den erfahrenen Kriminalbeamten, war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Steinthal sein plötzlich erworbenes Vermögen einem Verbrechen verdankte.

Die Nachforschungen mußten sehr geheim betrieben werden, der ehemalige Dienstmann war ein schlauer Kopf, der sich so leicht nicht in die Karten blicken ließ.

Gegen ihn vorzugehen und die Frage an ihn zu richten, wie er das Geld erworben habe, dazu war die Behörde leider nicht befugt, Gerhard Steinthal hatte noch keine Bestrafung erlitten, er war ein unbescholtener Bürger.

Bezüglich der Vergangenheit des Kellnermädchens hatte Schreiber sich in seinen Vermuthungen nicht geirrt; Karoline Steier war schon einmal wegen Diebstahls bestraft und wegen eines zweiten ähnlichen Falles in Untersuchung gewesen, aus der sie entlassen werden mußte, weil man ihr die That nicht beweisen konnte.

Und wie er erwartet hatte, fand das Mädchen schon am nächsten Tage sich bei ihm ein, um sich nach der besseren Stelle zu erkundigen, die er ihr verschaffen wollte.

Er hatte sie in seiner freundlichen gewinnenden Weise empfangen; sie mußte auf dem Sofa Platz nehmen und eine Tasse Kaffee mit ihm trinken, und in der traulichen Stube schien das Mädchen sich bald wohl zu fühlen.

„Sie wollen also jedenfalls Ihre gegenwärtige Stelle verlassen?“ fragte er mit scheinbarer Theilnahme. „Der Wirth gäbe Ihnen wohl nicht?“

„Er ist ein grober, roher Mensch“, erwiderte sie.

„Na, ein feines Benehmen kann man von ihm nicht erwarten, er ist ja früher Dienstmann gewesen.“

„Und vorher war er Hausknecht!“

„Hat er Ihnen das gesagt?“

„Er prahlt immer damit.“

„Sonderbar!“ sagte der alte Herr, „seine Eltern müssen doch vermögend gewesen sein!“

„Haben Sie denn seine Eltern gekannt?“ fragte das Mädchen spöttisch.

„Rein, aber seine Verwandte sind ja reiche Leute, das beweist die Erbschaft, die er gemacht hat.“

„Wenn's wahr ist!“ erwiderte sie achselzuckend.

„Sie glauben's nicht?“

„Rein.“

„Dann müßte er wohl in der Lotterie gewonnen haben.“

„Das kann ich auch nicht glauben.“

„Aber woher soll er denn das viele Geld haben?“

„Ja, wenn ich das wüßte!“

„Sie müßten es doch erfahren können“, scherzte der Inspektor, „ein hübsches Mädchen, wie Sie, kann einen solchen Mann schon zum Sprechen bringen, wenn sie das ernstlich will.“

„Was liegt mir daran, ich stecke meine Nase nicht gern in die Angelegenheiten anderer Leute! Bei der Neugier kommt gewöhnlich nichts Gutes heraus, und den Rohheiten Steinthals mag ich mich nicht aussetzen. Er spricht bald so, bald so, hinter die Wahrheit kommt man nicht; meinetwegen mag er das Geld gestohlen haben, mich kümmert's nicht.“

„Na, na, gestohlen? Das kann man doch nicht gleich annehmen!“

„Ich behaupte es auch nicht“, fuhr sie geschwätzig fort, „aber wenn man darüber nachdenken will, dann kann man sich vergebens den Kopf zerbrechen. Er wollte früher schon die Wirthschaft übernehmen, er sagte immer, er hätte kein Geld. Der frühere Wirth rieth ihm, in der Lotterie zu spielen, das wollte er nicht und wahrscheinlich konnte er es auch nicht aus Geldmangel. Einmal fragte ihn der Wirth, ob er keine vermögenden Verwandten habe, die ihm das Geld vorstrecken könnten; er verneinte das, und einige Tage darauf war er schon der reiche Mann.“

„Hat der Wirth ihn damals nicht gefragt, woher er das Geld habe?“

„Natürlich, Steinthal erwiderte, er habe geerbt, damit mußte der Wirth sich zufrieden geben.“

Der Inspektor hatte eine Zigarre angezündet, er blickte nachdenklich in die Glut, über die er eine Rauchwolke hinwegblies.

„Und Ihre Neugier sollte sich damit befriedigt haben?“ fragte er. „Sie haben gewiß nachgeforscht und etwas erfahren, was Sie mir nur nicht verrathen wollen.“

„Und jetzt wollen Sie mich ausforschen?“ spottete das Mädchen. „Wer nichts weiß, kann auch nichts verrathen, fragen Sie selbst den Wirth, aber auf eine grobe Antwort werden Sie sich wohl gefaßt machen müssen. Neben mir jetzt einmal von der anderen Stelle, die Sie mir verschaffen wollen. Kann ich sie haben?“

„Um, sie wird einem durchaus ehrenhaften Mädchen gegeben.“

„Wer will behaupten, daß ich das nicht sei?“ fragte sie zornig.

„Nurhig! — Haben Sie nicht wegen Diebstahls gefessen?“

Sie wollte von dem Sofa emporfahren, er legte seine Hand auf ihren Arm und hielt sie zurück.

„Wir gegenüber brauchen Sie nicht zu leugnen, es würde Ihnen auch nichts nützen“, sagte er ernst, „ich kenne Ihre Vergangenheit aus den Akten des Untersuchungsrichters. Einmal sind Sie bestraft worden, eine andere Sache ist unerledigt geblieben, sie schwebt noch. Die Untersuchung kann wieder aufgenommen werden, sobald die jetzt noch fehlenden Beweise sich finden. Und einen solchen Beweis glaube ich gefunden zu haben; ich hätte den Untersuchungsrichter darauf aufmerksam machen können, aber ich will Sie nicht unglücklich machen.“

Das Mädchen sah ihn starr an, ein seltsames Gemisch von Angst und Zorn sprach aus ihren weit geöffneten Augen.

„So sind Sie von der Polizei?“ fragte sie heiser.

„Nein, aber ich stehe mit ihr in Verbindung.“

„Das hätte ich wissen müssen!“ kreischte sie.

„Na, Sie würden dann wohl nicht in diese Falle hineingegangen sein“, spottete er; „aber ob das besser für Sie gewesen wäre, ist eine andere Frage. Wie gesagt, ich habe Beweise gefunden, die auch in der zweiten Untersuchungssache gegen Sie —“

„Weshalb drohen Sie mir damit?“ unterbrach sie ihn trotzig. „Wenn Sie mich in's Gefängniß bringen wollen und können, so thun Sie es, aber quälen Sie mich nicht vorher mit Ihren Drohungen. Und schön ist es nicht von Ihnen, wenn Sie mich in's Unglück bringen —“

„Ich will das auch nicht“, fuhr er fort, „ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich es kann, wenn ich will. Mir liegt daran, genaue Auskunft zu erhalten, wie Steinthal seinen Reichtum erworben hat; ich glaube, Sie sind die einzige Person, die mir diese Auskunft verschaffen kann, deshalb wende ich mich an Sie, und ich erwarte, daß Sie in Ihrem eigenen Interesse meine Wünsche erfüllen werden. Ich habe Ihnen jetzt schon zu viel verrathen, als daß ich auf das Bündniß mit Ihnen verzichten könnte; wollen Sie es nicht mit mir schließen, dann bin ich gezwungen, dem Untersuchungsrichter heute Abend noch einige Mittheilungen zu machen, die unzweifelhaft Ihre Verhaftung veranlassen werden. Wenn Sie aber andererseits mir dienen wollen, so muß ich mich auf pünktliche Besorgung meiner Ver-

ichte und strenge Verschwiegenheit verlassen können, mit keiner Silbe, keinen Blick dürfen Sie mich Vorhaben verrathen.“

„Und wenn es dennoch ohne meine Schuld verrathen wird?“ fragte das Mädchen, das sofort begriffen hatte, auf welcher Seite sein Vortheil lag. „Wenn Steinthal meine Fragen und Nachforschungen verdächtig findet, so wirft er mich ohne langes Bedenken zum Hause hinaus, was habe ich dann von unserem Bündniß?“

„Dann Sorge ich für ein neues Unterkommen“, erwiderte er ruhig, „vorausgesetzt, daß Sie kein anderes Verschulden trifft, als das Bündniß mit mir. Nun entscheiden Sie sich, wollen Sie für oder gegen mich sein?“

„Bleibt mir denn noch eine Wahl?“ antwortete sie ohne Zögern in einem Tone, der unwillig und trotzig klang.

„Sie drohen mir“, fuhr sie fort, „auf der einen Seite mit dem Gefängniß und versprechen mir auf der anderen Ihre Unterstützung für den Fall ich meine Stelle verliere! Muß ich da nicht das Bündniß mit Ihnen wählen? Wenn Sie es nur ehrlich mit Ihrem Versprechen meinen!“

„Sie haben nicht den mindesten Grund, daran zu zweifeln.“

„Gut, ich will Ihnen vertrauen, sagen Sie mir nur, was ich thun soll.“

„Was ich von Ihnen verlange, sagte ich Ihnen schon; wie Sie es anfangen sollen, meine Forderung zu erfüllen, das müssen Sie selbst wissen. Forschen Sie unermüdlich, bis Sie erfahren haben, wie Steinthal seinen Reichtum erworben hat, Sie dürfen das natürlich nicht in einer Weise thun, die seinen Argwohn wecken muß. Beobachten Sie die Personen, mit denen er verkehrt, schreibt er Briefe, so lesen Sie die Adressen und machen Sie mir von Zeit zu Zeit Mittheilungen, damit ich stets genau unterrichtet bleibe. Ich werde dann und wann kommen, um ein Glas Bier zu trinken und die Zeitungen zu lesen, ich bin Ihnen dann natürlich ein Fremder; haben Sie mir Mittheilungen zu machen, so müssen Sie eine Gelegenheit suchen, mir das Briefchen, das sie enthält, unbemerkt in die Hand zu schmuggeln.“

„Und das ist Alles, was ich zu thun habe?“

„Einstweilen ja“, nickte der alte Herr, „ich verlange nichts weiter, als daß Sie mir volle Gewißheit verschaffen, wie er das Geld erworben hat. Ist es durch eine Erbschaft geschehen, so will ich Namen und Wohnort der Person kennen, von der er geerbt hat; will er in der Lotterie gewonnen haben, so muß diese Lotterie, und wenn möglich, auch die Nummer des Loos's mir namhaft gemacht werden.“

„Und wenn's unehrlich erworben ist, dann verhaften Sie ihn?“

„Ich weiß das noch nicht, es kommt auf die näheren Umstände an. Was Sie betrifft, so brauchen Sie um Ihre Person und Zukunft nicht in Sorge zu sein, wenn Sie mein Vertrauen rechtfertigen; täuschen und mißbrauchen Sie es, dann vernichte ich Sie. Bedenken Sie wohl, es liegt kein Vortheil für Sie darin, wenn Sie mit jenem Manne gemeinsame Sache machen!“

Das Mädchen hatte sich erhoben und zum Aufbruch gerüstet.

„Ich werde Ihren Befehlen gehorchen und alles thun, was ich vermag“, sagte sie, „aber es kann lange dauern, deshalb verlieren Sie nicht die Geduld, so leicht läßt Steinthal sich nicht in die Karten blicken.“

Der Inspektor blieb lange in Nachdenken versunken, als die Kellnerin ihn verlassen hatte, es stiegen nur wieder Zweifel in ihm auf, ob er King daran gethan habe, diesem Mädchen volles Vertrauen zu schenken.

Wenn Steinthal ihr die Heirath anbot, nachdem er mit seiner Brant gebrochen, so lag es im Interesse des Mädchens, ihm die geheimen Nachforschungen zu verrathen und mit ihm die Stadt zu verlassen, diese Möglichkeit lag sehr nahe, und es gab vielleicht kein Mittel, sie zu verhindern.

Indessen bereitete das Alles dem alten Herrn keine große Unruhe, er wollte die Schenke nun häufiger besuchen und die beiden beobachten.

Seinem scharfen Blick entging sobald nichts, und er konnte immer noch einschreiten, wenn die Vertraulichkeit zwischen Steinthal und dem Mädchen sein Mißtrauen erwecken sollte.

Der Abend war schon angebrochen, als er seine Wohnung verließ, um den Rest des Tages in einer Weinschänke zu verbringen.

Kaum auf der Straße angelangt, sah er sich dem Untersuchungsrichter gegenüber, der im Begriff war, ihn zu besuchen.

„Ich glaube, wir haben ihn gefunden“, sagte der Untersuchungsrichter, der sich in einer gelinden Aufregung befand, „man hat mir das Signalament einer Leiche geschickt, die gestern an der holländischen Grenze gelandet ist. Dies Signalament stimmt mit dem Martins überein.“

(Fortsetzung folgt.)

Es ringt sich das Genie durch Wetterböden
Des Ozeans zur Küste, stürmisch fort;
Doch rettungslos muß es zu Grunde gehen
Im leichtsten Tümpel der Alltätigkeit.

Wie Hans zu seiner Ilse kam.

Novelle von A. Wald.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Aber leicht ist die Sache nicht. Denn vorläufig ist, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, auf Meilen in der Runde kein meiner würdiges Pendant vorhanden. Der Pastor ist zwar unverheiratet, aber samt seiner haushaltenden Schwester, wie Meuter sagt, „längst ut de soldatenpflichtigen Jöhren rut“, ich glaube, er feiert demnächst seinen siebenzigsten Geburtstag. Der Doktor dagegen ist jung, doch sehr und dauerhaft beweist, der Oberförster dito und die benachbarten Gutsbesitzer auch; denn Gutsbesitzer, die hübsch und klug und liebenswürdig und, als vornehmste Eigenschaft, dabei auch ledig sind — die Sorte existiert nur in Romanen, in Wirklichkeit gibt es die nicht.

Nun, kommt Zeit, kommt Rat. Sechs Wochen habe ich noch vor mir, da kann noch vieles anders werden. Uebrigens — auf das Geldseidene, weist du, das bei Gerjon im Schaufenster mit dem weißen Spitzenüberzug, das wir beide vor meiner Abreise per Distanz so oft behimmelt, kannst du deinen Professor immerhin schonend vorbereiten. Langsam beigebracht, schadet solche Eröffnung weniger, und er wird sich doch dreinsfinden müssen, denn zum Spätherbst mache ich Hochzeit.

Und nun Schluß. Empfehle mich daher bestens deinem werten Herrn Gemahl und sei aus der Verbannung herzlichst begrüßt von deiner

geb. Ilse Waldow, zukünftigen Frau so und so.

P. S. An einer recht gut gelungenen Aquarellskizze „Sichernde Rehe“ arbeite ich hier immens fleißig, und zwar siehe ich dazu jeden Morgen schon vor vier Uhr auf, um die graziösen Tierchen auf einer Waldwiese, dem sogenannten „Eisenrain“ — wie poesievoll, nicht wahr? — zu beobachten. Bitte also, liebste Helene, deinen Herrn Gemahl in meinem Namen doch recht herzlich, ob er nicht die große Güte haben würde, das Bild schon jetzt meinem Kunsthändler an der Friedrichstraße zu annonozieren. Ich würde euch so dankbar dafür sein. D. D.

So etwa lautete das Schreiben, und als ich ausgelesen, sah ich noch eine ganze Weile tiefsinnig, weltverloren auf das Briefblatt, oder richtiger das reizende Bildchen nieder. Es war zum Nissen, rein zum Nissen!

„Ilse, Prinzessin Ilse!“ so flüsterte ich leise, „uns beiden könnte geholfen werden! Wie wär's, wenn wir dem Wind des Himmels folgten und unsere geistigen und leiblichen „Blumen“ zusammenschmissen. ?“ Soll' nicht ein recht solider und dauerhafter Ehestand daraus werden?“

Da schien der süße, kleine Mund zu lächeln und leise ein Ja zu flüstern, und ich — besiegelte den Bund mit meinen bärtigen Lippen, auf jene uralte Manier, die wunderbarer Weise, von Adams Zeiten bis auf heut', noch immer in Mode geblieben ist; und dabei zielte ich bereits im Geiste kaltblütig auf den dicken Kerl im Briefe, der sich vermessen wollte, dies schlank, entzündende Wesen mit seinen Branken zu umarmen.

Nein, die war nur für mich prädestiniert — und soll' es über ihn hinweg zu meinem Glücke gehen, und soll' ich auf dem Wege zur Trauung die kleine Ilse mit Gewalt entführen! Umsonst hat einer meiner würdigen Vorfahren nicht zu dem ehrlichen Geschäft der Raubritter gehört, und wenn der jüngste Sproß sich seiner würdig erwies, so war das eben nichts als Atavismus.

Und eine weitere Folge davon war's wohl auch, daß ich nicht etwa mich bemühte, das duftige Fundobjekt an seine reizende Urheberin zurückzuerstatten, wie jeder halbwegs anständige Mensch es doch getan haben würde, nein, ich verlorener Sohn — bezieht nun allerdings nicht etwa das Gefundene, nein, so verkommen war ich doch noch nicht — im Gegenteil, ergänzte sogar das niedliche Briefchen noch um ein zweites Postskriptum, eh' ich's dann eigenmächtig an die Adresse sandte, an die es ja doch gerichtet war.

Nun hörte ich schon im Geiste dein entrüstetes: „Also eine Urkundenfälschung und sans phrase — und da schämtest du dich gar nicht?!“

Nein, mein alter Freund, auf die Gefahr hin, große Schlaglichter auf meine seelische Korruption zu werfen — auch nicht die Spur! Der Wunsch, das reizende, kleine Käserchen mit seinen energischen Heiratsplänen, die mir in ihrer schalkhaften und urgefunten Frische bei alledem stark imponierten, ein ganz klein wenig erst zu foppen und zu nenden, eh' ich's für immer einsing, der ging mir über alles; denn ein Herzensbündnis, dem nichts derartig Bridelndes vorausgegangen, das ist für mich, nun — wie ein Glas Champagner, der des Monsieur entbehrt.

So holte ich also meinen Ceylon hervor und schrieb in möglichst ähnlichen kalligraphischen Zügen hinzu:

„Liebste Helene, bevor ich den Brief definitiv schließe, muß ich noch etwas hinzufügen, so als „allerneueste Telegramme“ und zwar etwas Hochwichtiges und Hoherfreuliches. Es existiert nämlich — alles Nähere hörst du später — jetzt oder richtiger schon seit einigen Jahrzehnten, ein gewisser Jemand, der mich ebenso liebt wie ich ihn! Im tiefsten Vertrauen gesagt, ein ganz entzündender Mann, liebenswürdig, ein ganz klein wenig unverfälscht, doch nur so viel, wie ich's gerade gern habe, nicht allzu dumm, und — sehen lassen kann er sich auch! Gut mittelgroß, etwas budelig, feuerrote Haare mit viel Mondschein, grüne Augen, auf dem einen schielt er etwas — was ihm übrigens ganz gut steht — und dann stößt er obendrein auch so interessant mit der Zunge an. Sein Bild wird dir nächstens unterbreitet werden, damit du selber sehen kannst, ob ich seine Vorzüge übertrieben. Man sagt ja, daß die Liebe blind macht, und ich liebe ihn, unermesslich und werde ihn daher auch heiraten! Den oder keinen! Und das Herrlichste ist, er will mich auch, mich oder keine!“

Entschuldige auch bitte die eilige Schrift dieses Nachtrags — aber — das kommt wohl von der seelischen Erregung! Na, du kennst ja so was aus Erfahrung. Deine überglückliche Ilse.“

Und diese empörende Fälschung schickte ich ab, tatsächlich ab und eröffnete mit dieser vielversprechenden und segensreichen Tätigkeit — denn das ist sie wirklich später geworden — mein neues Arbeitsfeld, geladen, wie eine Leydener Flasche, mit Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Die allernächsten Tage wurde ich nun freilich von den neuen Verhältnissen, die mich umgaben, fast vollständig absorbiert, doch war ich sehr bald heimisch in dem traulichen Hause und wurde von den freundlichen Leuten, dem prächtigen alten Herrn und seiner noch immer allerliebsten Frau Gemahlin, bis herunter zu der „gebildeten“ alten Hausmamsell, die jedem Gaste beim Empfang die „Ehre anbot, Platz zu nehmen“, sträglich verwöhnt. Nun, dafür war ich aber auch nicht nur ganz ungewöhnlich fleißig, sondern zeigte mich auch stets nur von der denkbar lieblichsten Seite.

Schon nach ganz kurzer Zeit ließ mich der Alte daher auch auf den Anstand gehen. Auf dem „Eisenrain“ sollte nämlich abends und morgens ein Kapitalbod austreten, ein „ganz gerissener alter Kerl!“

Nun, du kannst dir denken, daß die Erlaubnis, d. h. solch' einem Rehbod nachzustellen, mich geradezu elektrisierte, und der alte Herr meinte daher mit resigniertem Nacheln: „Ja, Assessor, taxieren Sie meine Grobmut nicht zu hoch — wär' nicht der Knüttel beim Hund gebunden, dann langte ich mir den Deubelsburschen selber!“

Früh vor vier Uhr schon machte ich mich am nächsten Morgen auf. Es war ein ziemlich weiter Weg, denn die Waldwiese lag hart an der Grenze jenes Nachbardorfes, das die reizende kleine Ilse als ihre Sommerfrische angegeben.

Vorsichtig, leise, wie ein echter Jägermann, pürschte ich mich heran, damit nur ja das „Wild“ nicht schreckte. Und siehe da! Richtig, fern am Rande, unter den überhängenden Birkenzweigen, da — stand der alte Herr. Grobartig hatte er aufgesetzt, ein Kapitalgehörn! Vorsichtig, sichernd, mit erhobenem „Grind“ stand er da, und dicht daneben ästen die Riecke und ein Ritzen.

Da plötzlich schreckte er, und in hohen Fluchten zog das Rudel in das dicke Unterholz.

Ich spähte scharf zur Seite, nach dort, von wo aus sie vergrämt worden waren, denn hinter dem dichten Zweigwerk einer Fichte regte es sich. Ob nicht von jenem Hinterhalte aus die zierlichen „Modelle“ mit Absicht gar verjagt worden waren — um sie zu warnen vor dem mörderischen Jäger? Mir schien's meist so!

Mit raschen Schritten ging ich darauf zu — da sah das Original, die schöne Malerin, in reizendem, leichtem Morgenkleide!

Ein wundervolles Paar — und das Gesichtchen! Der

Photograph mußte doch ein Stümper sein, war doch das Original noch viel, viel anmutiger, als das Bild!

Eine Stille, sekundenlang, während der die junge Künstlerin den fremden Störenfried mit scharfen Augen musterte. Nun — auf der Jagd ist schäbig chi! Und als ich dann als unzuloser, preussischer Forstassessor mich entpuppte, schien jede Spur von Mißtrauen bald beseitigt, und sie mir auch zu glauben, daß meine Seele doch nicht so ganz ramponiert, als eine altherwürdige „Jagdbehauptung“.

So waren wir denn bald in angeregtestem Gepfander; und wie sie zu erzählen wußte! Entzückend anmutig und natürlich, und doch mit einer Reserve, die sehr mit ihren energischen Heiratsabsichten kontrastierte. Wir glaubten uns bald hundert Jahre zu kennen und sprachen von allem Möglichen, auch ihrer Malerei und ihrer Skizze, die ich in voller Aufrichtigkeit bewunderte und dergestalt mit aufgeschnappten Jagdausdrücken, plein air und Künstlernamen um mich warf, daß Ilse, ob meiner Tollkühnheit, mit Tränen in den Augen, hell lachend intervenierte: „Um Gottes willen, Herr Forstassessor! Halten Sie ein, Sie verstehen auch nicht die Spur davon!“

Und ich — ich stimmte mit in das herzliche Lachen ein. Doch schließlich mußten wir an Ausbruch denken. Und als ich beim Zusammenpacken ihrer Sachen ihr behülflich war und um Erlaubnis bat, sie noch ein Stückchen Wegs begleiten zu dürfen, erfuhr ich denn, daß ihr vor ein paar Tagen schon etwas recht, recht Unangenehmes widerfahren sei. Sie habe nämlich im Walde einen Brief geschrieben und auf dem Heimwege ihn aus der Mappe verloren; und obgleich sie überall darnach gesucht, sei er spurlos doch verschwunden.

Ich fand das selbstverständlich höchst fatal und zog dabei ein so bedauerliches und ein so unschuldiges Gesicht, daß ich trotz meines braunen Schnurrbartes mit einem Lilienstengel in der Hand und weißen Flügeln an den Schultern hätte zwischen Wolken plaziert werden können.

„Es waren doch nicht etwa anarchistische Geheimnisse, oder was von Vaterlandsverrat darin enthalten?“ fragte ich mit tiefem Ernst.

Sie lachte. „Nein, das nun freilich nicht, aber — über so was ähnliches.“ Und ernsthaft fügte sie hinzu: „Auf jeden Fall ist mir der Verlust des Briefes höchst unangenehm. Wenn ich nur wüßte, wer ihn dort gefunden?“

„Nun, jedenfalls irgend so eine windige, catilinarische Radfahrer-Existenz,“ warf ich ein, „die machen ja alle Welt jetzt unsicher und wagen alles, weil sie heute hier und morgen in weiter Ferne sind.“

„Ach, wenn's nur wirklich so ein ganz, ganz Fremder gewesen wäre,“ das war doch nicht das Schlimmste!“ erwiderte sie so recht heilfroh, und damit schieden wir vor ihrem Dorfe, wohl beide in dem Gefühl, daß diese Begegnung nicht die einzige bleiben würde. Und — sie blieb's auch nicht.

Aber so ein ganz klein wenig gewittertschweiß wurde mir nun doch zu Sinn. Ich hatte Ilse lieb gewonnen und wollte daher mit allen Mitteln, d. h. von ganzem Herzen um das reizende Mädchen werben, trotzdem sie keine Moneten hatte, und ich glaubte auch zu der Hoffnung mich berechtigt, daß es in unabsehbarer Zeit mir gelingen würde, sie zu gewinnen.

Doch ehe ich, und wenn es auch im Sturm geschehen sollte, die Herzensfestung zu kapitulieren zwang, fiel von der ihr in Berlin alliierten Macht voraussichtlich eine Bombe in das Lager, die möglicherweise im letzten Augenblick mir eine Wunde schlug, die mich für ewig kampfunfähig machte, vielleicht nie wieder heilte. Denn mein Verbrechen dann offen und ehrlich eingestehen, das galt, bei meinem Nest von anständiger Gesinnung, mir doch als selbstverständlich.

Ja, der lose Streich war doch wohl etwas unüberlegt gewesen; denn Ilse, die Tochter eines verstorbenen höheren Militärs, besaß einen ganz allerliebsten, aber auch sehr unbequemen Hochmut in gewissen Dingen. Ob da auf gnädige Absolution zu rechnen war?

Nun, zunächst klammerte ich mich denn, feige wie's dem Manne ziemt, an jeden Strohhalmen an — sofern man eine Masernerkrankung der Berliner Professorenfinder, von denen ich nicht mal wußte, ob sie existierten, große Wäsche, Schneideerei oder ähnliche Ereignisse, die eine Briefbeantwortungsverzögerung zur Folge haben konnten, mit Strohhalmen vergleichen kann.

(Schluß folgt.)



Aur Geschichte des Niesens.

Die Sitte, jemand beim Niesen mit einem treugemeinten „Prosit!“, „Gott helf!“ oder „Wohl bekomms!“ Glück zu wünschen, ist mit so vielen anderen ehrlichen Bräuchen unserer Vorfahren beseitigt, und es gilt für „nicht fein“, dieselbe heutzutage auszuüben. Sie gehört nachgerade der Geschichte an und muß es sich gefallen lassen, vom historischen Gesichtspunkt behandelt zu werden. Lange Zeit wurde ihr Gebrauch auf die Zeit Gregors I. zurückgeführt, wo im sechsten Jahrhundert, als die Beulenpest so verheerend in Italien wütete, heftiges Niesen der von der Krankheit Befallenen für ein sicheres Anzeichen des nahen Todes galt. Aber schon im Altertum war die Sitte, dem Niesenden Glück zu wünschen, allgemein bekannt und ausgeübt. Schon Aristoteles gedenkt derselben in seinen „Problemen“, und der ältere Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte (28,5), daß der Kaiser Tiberius, weil es ihm gar sehr an Heil, Glück und Gesundheit fehlte, befahl, daß ihm, auch wenn er im Wagen fahrend niese, die Vorübergehenden „Prosit!“ zurufen sollten. Apulejus berichtet in seinen Metamorphosen eine sehr pikante kleine Anekdote. Die Frau eines Kleiderwäblers hatte ihren Liebhaber bei sich, den sie bei der vermuteten Rückkehr ihres Gatten in einem großen Korbe versteckte, der, zum Schwefeln der Wäsche benutzt, sehr stark nach Schwefel roch. Als sie sich mit ihrem Mann in der Nähe des Korbes zu Tisch gesetzt hatte, fing der versteckte Geliebte, auf dessen Nase der penetrante Geruch wirkte, plötzlich heftig an zu niesen. Der gutmütige Wäbler, im Glauben, seine Gefährtin habe geniest, rief ihr ein treuherriges „Wohl bekomms!“ zu, das sie dankend erwiderte. Als Xenophon seine Soldaten fragte, ob sie sich lieber dem Feinde feig ergeben oder die erlittene Niederlage mutig rächen wollten, niese einer derselben zufällig, und alle beugten sich „vor dem so sich kund gebenden Gott“. Auch Aristophanes in seinen „Vögeln“ bezeichnet das Niesen als eine göttliche Kundgebung, und Sokrates war der Ansicht, daß sein innerer Genius, sein „Dämon“, glückverleihend auf die Nase wirkte. Noch heutzutage gilt das Niesen als ein Zeichen der Bekräftigung der Wahrheit eines Wortes, und der Ausdruck „er muß es beniesen“ ist noch überall in Deutschland im Gebrauch. Als die Spanier in Florida eindringen, sahen sie mit Erstaunen, daß, so oft der Herrscher des Landes zu niesen geruhte, alle gegenwärtigen Indianer sich vor ihm beugten und die Arme flehend nach der Sonne ausstreckten. Aus den hier kurz angeführten historischen Tatsachen ist zu entnehmen, wie alt die Mode des Glückwunsches beim Niesen ist, und daß die Annahme, dieselbe stamme erst aus dem sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, auf einem Irrtum beruht.

Ein kaltblütiger Redner. Der amerikanische Staatsmann van Buren wurde bei einem Meeting, als er eine Rede beginnen wollte, sehr mißliebig empfangen. Man piff, zischte, heulte und grunzte. Er blieb dennoch, ohne eine Miene zu verziehen, auf der Tribüne, bis die Leute sich vollkommen ausgelebt hatten. Dann knöpfte er den Rock zu und entfernte sich mit den kaltblütigen Worten: „Nun seid ihr jedenfalls um eine famose Rede gekommen.“

Der Verfasser der „Flegeljahre“. Jean Paul, sah in einer Gesellschaft neben einer jungen Dame, der er insofern augenblicklicher ubellamiger Stimmung sehr wenig Aufmerksamkeit schenkte. Die Dame war eine begeisterte Verehrerin seiner Werke, kannte ihn aber persönlich nicht. Da wurde plötzlich seine Gesundheit ausgedrückt, und lebhaft ergriffen wandte sich die Dame nun mit den Worten an ihn: „Wie, Sie sind wirklich der Mann, dessen Werken ich die erhabensten Stunden verdanke?“ — Beschämt lächelte ihr Jean Paul die Hand und sagte: „Ja, ich bin der Verfasser der „Flegeljahre“, aus denen ich Ihnen vorhin einige Proben zum Besten gegeben.“

Wichtige Entgegnung. Im siebenjährigen Kriege erschienen die Franzosen unter dem Prinzen Xavier von Sachsen vor Göttingen, um die Stadt zu belagern. Zugleich schickte der Prinz einen Boten, dem man seitens der Belagerten frei Geleit zugestanden, an den Rektor der Universität, den wichtigen Professor Kästner, mit dem Ersuchen, für die Uebergabe der Stadt zu wirken, da solche sonst ausgehungert werde. Kästner ließ antworten, er habe keine Veranlassung, sich in diese Angelegenheit zu mischen, da das Sache der Besatzung sei; was aber das Aushungern anbelange, so könne diese Drohung ihn nicht schrecken, da er ja fünf Jahre lang außerhalb der Stadt in Leipzig gewesen sei und dort das Hungern aus dem Fundament gelernt habe.



Nr. 25

Donnerstag, den 23. Juni 1904.

19. Jahrgang

Aus Süd-West-Afrika.

Wir brauchten berittene Infant'rie,
Wir brauchten Pferde so nötig wie nie
In afrikanischen Landen,
Wir kauften 400 Gänse sofort
Und schickten sie ab: Der lange Transport
Ward glücklich und gut überstanden.

Die Freude war groß in Swakopmund,
Man setzte in derselbigen Stund'
Zu nächtlichem Untrunk sich nieder.
Man ließ die Pferde leben — hurra —
Und wollte, als der Morgen schon nah,
Besehen sie wieder und wieder.

Doch waren, als der Morgen war nah,
Die 400 Gänse gar nicht mehr da,
Sie galoppirten von hinnen,
Sie hinterließen die Nachricht nicht,
Wohin sie liefen. O löse Geschicht,
Was soll der Mensch da beginnen?

400 Gänse vermessen wir sehr,
Der Feind hat ihrer 400 mehr,
Da sind zusammen 800.
O weh, wenn in Deutschland der Bürger das liest,
Wenn Bebel dies Faktum mit Jubel begrüßt,
Und wenn selbst Bülow sich wundern!

Die Deutschen, die jene Gänse bewacht,
Sie werden wohl schwerlich mit Orden bedacht,
Da droht ein Kreuzdonnerwetter.
„Vierhundert Gänse zum Feinde entflohn“,
Das ist ein Stoff, wie ausgefucht schon
Für humoristische Blätter!

Magd. Gen.-Anz.

Nachdruck verboten.

Maraschino.

Humoreske nach dem Leben von M. v. Niederstein.

„Und Frauen, daß mir die Flasche Maraschino gut ver-
pakt wird!“ so rief Hauptmann von Elten, im Speisezimmer vor
dem offenen Vorküchenschrank stehend, das ihm seine junge Gat-
tin, — sie machte sich eben am Büfett zu schaffen — als erstes
Weihnachtsgeschenk selbst geschnitten und gebrannt und mit dem
schönen Spruch: „Ein guter Trunk, macht Alte jung“ vergiert
hatte.

Eine um die andere Flasche entnahm der Hauptmann dem
Schränken um sie nach prüfender Betrachtung wieder hinein
zu stellen.

Diese im obersten Fache stehenden Reste von Curacao, An-
firslichen Magen, Ingwer usw. mögen noch hier verbraucht
werden, meinewegen gib sie jetzt bei unserem Umzuge den
Bauern, damit sie ihre Sache mit Lust und Liebe thun. Aber
diese letzte Flasche Maraschino — mit liebevollen Blicken hielt
er die wasserhelle Flüssigkeit gegen das Licht, „von der ich erst ein
einziges Gläschen unserm Major schenkte, der es schamzettelnd
kostete soll uns noch in unserer neuen Garnison gute Dienste
leisten. Es war doch wirklich wieder ein schöner Zug von Deiner
Mutter, mir zum Geburtstage außer dem obligaten Tünnchen
Kaviar und den anderen nützlichen, schönen Dingen, noch mei-
nen Lieblingslikör zu senden. — Hat ihr selbst zwar eine unliebsa-
same Ueberraschung bereitet, durch den vertrackten Zoll, da sie
ihn direkt aus Dalmatien bezogen für mich haben wollte. Die
Gute, Ahnungslose! Sie weiß ja nicht, daß sie mir mit solchem
Geschenk Tantalusqualen bereitet. Ach, daß auch mich, der ich
wahrlich keinem Uebermaß fröhnte, das Geipst am Schänktisch
— die Gefahr stark zu werden, verfolgt! Und so mußte ich ja —
wohl oder übel — unserm guten Doktor und vor Allem mir
selbst das Wort geben, mich vorläufig zum Orden vom „blauen
Kreuz“ zu halten und jeglichem Alkohol abstinentsch zu
entfagen.“

„Du bist ja auch mein tapferes Männchen“, meinte Frau
Hilbe lächelnd, „und wie es mich freut, daß du deiner Gattin
nicht nur den „gesunden“, sondern auch den schönen Gatten erhal-
ten willst!“

„Du meinst, neben deiner blonden Schalkheit, kannst du ei-
nen biden Fallstoff nicht gebrauchen. Na, eigentlich ist es doch
nur banale Lebensweisheit. Wenn man in ein paar Jahren
vor der Majoratsede steht, so darf man sich den überflüssigen Zu-
suz eines Bäuchleins beileibe nicht gefallen, so heißt bei uns der
kategorische Imperativ. Als ob es nicht weiser wäre, sich vermit-
telst eines guten Tropfens den Werth schöner Stunden zu er-
höhen, und schwere erträglich zu machen! — Und das Beste im
Leben geschieht ja doch immer im Rausch!“ setzte er energisch hin-
zu, indem er leuchtend das Schränkchen schloß.

„Aber Fritz!“ rief entrüstet die junge Frau.

„Na, Schatz, im Rausch war es doch auch eigentlich, daß ich
mich mit dir verlobte, im Rausch von Liebe und — sei nicht böse
— auch ein wenig von — Sekt!“

„Du Ungeheuer!“ drohte ihm Hilbe.

„Als ob nicht Todesmuth zu vergleichen gehörte! Du weißt,
mein Lieb, es war bei jenem Diner in eurem Hause, ich sah nur
immer auf die goldigen Röckchen, die auf deinem weißen Ros-
den so verführerisch schimmerne, und schwor mir zu, noch heute

müßte ich sie fassen! Und als es dann postweise in den blühenden Chaisen ging, wo die ganze Natur im Frühlingsschmelze butele, und Blüthe — da kam der entscheidungsvolle Moment. Wer weiß, ob ich es je, in weniger erhöhter Stimmung bei dir gewagt hätte. Und auch du, Kind, mußt wohl von „irgend etwas“ — ihm — „berauscht“ gewesen sein, du gestandest es ja später mit naivster Offenheit: „so geistreich, so poetisch und unwiderstehlich wie an jenem Diner wäre ich weder vor noch nachher je gewesen. Mache auch wahrhaftig auf alle diese Eigenschaften keinen Anspruch, will nur ein ganzer Mann sein, in Liebe und in Haß! Und so hasse ich jetzt diesen Maraschino, mit dem ich auf so viel Gutes verzichten muß. Glaube mir schon, Lord Byron und ich haben Recht: Best of life is but intoxication!“

Und indem er Hilbens blonden Kopf in beide Hände nahm und sie herzlich küßte:

„Wir sind beide noch nicht ein bißchen von einander entmüthert, gelt Schatz?“

Wunderbar schnell fühlte sich das junge Paar nach dem Umzuge im neuen Garnisonsorte heimisch, trotzdem es vom schönen Rhein nach dem fernen Osten gekommen war. Nicht wenig trug dazu bei, daß man in das neue, hervorragend gut renommierte Regiment wirklich wie in eine große Familie hineinkam. Verschiedene Einladungen zu größeren und kleineren gesellschaftlichen Vereinigungen hatte man schon Folge geleistet, nun sah man zum ersten Male Gäste im eigenen Heim — ein paar Leutnants, deren Eltern man früher gekannt hatte. Galt es doch für angenehme Pflicht, diese gänzlich Unverheiratheten ins Familienleben hineinzuziehen, schon des Beispiels wegen, manchmal hat ja der Mensch, selbst was das Gute anbetrifft, eine Aussenatur! — Nach dem Abendessen, — es hatte so manche der guten, fetten Provinzialspeisen gegeben, saß man im Wohnzimmer beisammen. Wie gemüthlich es sich plauderte beim behaglich prasselnden Kaminfeuer, während der Novemberrögen, vom Winde gepeitscht, an die Fensterscheiben schlug. Den Gästen wurde schäumendes Bier gereicht, dem auch die Hausfrau tapfer zusprach, nur der Hauptmann schänkte sich resignirt ein Glas Thee nach dem andern aus einer mächtigen Kanne ein. Als sich die Herren endlich erhoben, holte der Wirth noch schnell eine Flasche. „Zum Abschied, meine Herren, ehe Sie in dieses greuliche Influenzawetter hinaus müssen, noch einen Funken. Zwar bedeuere ich lebhaft Ihnen nicht Bescheid thun zu können. Sie kennen ja aber den Grund, wie alle Herren vom Regiment — Aerztessverbod — doch ich denke, es wird Ihnen auch so gut thun!“

Und während er einschänkte und die Herren tranken, fuhr er fort: „Ist nämlich ein besonders guter Tropfen, habe ich Recht? Maraschino, ganz echter Maraschino, mein Lieblingslikör — noch von Köln mitgebracht — Geburtstagsgeschenk meiner Schwiegermutter.“

Die Gäste setzten die Gläser stillschweigend hin und empfahlen sich unter herzlichen Dankesworten von ihren Wirthen.

„Weißt du Frik“, meinte Frau Hilbe, als der Hauswirth die Flasche wieder verschloß, „auch diese beiden haben einen Aberglauben gegen die Schwiegermutter. Du hättest ihr Gesicht sehen sollen, wie sie sich bedeutungsvoll anblickten, als du des Gescheites erwähnte — ich glaube aus lauter Furcht heirathen die gar nicht.“

„Nun eine so kluge, vernünftige, liebe, schöne, jugendliche Schwiegermutter, wie ich sie habe, werden sie auch schwerlich bekommen. Mir gefielen ja, Gott sei Dank, auch beide, Tochter und Mutter, ganz nach des alten Gottfrieds Cherezept, der mir immer rief: „Reven, wenn du schon heirathen willst, dann nur ein Mädchen, welche du, verzeihe schon Hilbe — wenigstens ein Mal im Regligee gesehen, — nachher gehen so manchem zu spät die Augen auf und ferner nur eine solche, deren Mutter repräsentabel, klug, liebenswürdig ist, — Masse bleibt Masse — äußerlich und innerlich, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Du weißt dann gleich, wie du dein Weib nach ungefähr 20, 30 Jahren hast!“ so der Dinkel. Da mir nun bei dir liebe Hilbe, das erste Rezept leider vergeblich gelang, so mußte ich mich an das zweite halten!“

„Frik, du bist wieder gräßlich!“

„Und du eifersüchtig! Na, dir kanns doch wahrhaftig Recht sein, wenn ich merere aufrichtig liebe und verehere, und mich so recht auf ihren späteren Besuch freue.“

Merere, so französisch-deutsch nannte der Hauptmann immer seine Schwiegermutter, „denn sie ist wirklich ganz und gar keine „Schwieger“, sondern nur eine „belle mere“, wie er meinte.

Woh! darauf gaben Eltern ihre erste größere Gesellschaft im neuen Regimente. Alles war aufs Beste gegliedert — die traumatisch-eleganten Räume erstarrten im „ungetrübtesten“ Lichterglanze, die ganze Tafel, das Essen, die Weine, Bedienung, Alles war Topp, Topp, — wirklich tabellos! — Die Eingeladenen behagten sich augenscheinlich vortrefflich — konnte es doch in der

That auch keine lebensstärkendere Wirtin geben und besonders fiel die gute Stimmung des Abends, eines sonst nicht allzu gemüthlichen, ziemlich strengen Herrn auf, der heute zum ersten Male als Gast im Elternhause weilte.

Nach dem Souper wurden im Herrenzimmer die üblichen Schnäpse gereicht, dem Oberst, welcher zuletzt eintrat hatte sich lange mit der jungen, reizenden Wirthin unterhalten — präsentirte der Hauptmann selbst ein Gläschen Maraschino, zu seiner Genugthuung hatte er bemerkt, daß die Anderen sich mehr an Kognak, Curacao usw. gehalten. — Da er gleich darauf von Anderen angesprochen wurde, so sah er nicht die nach dem Trinken beinahe schmerzlich verzogenen Mienen des Obersten, der ihn mit erstaunten, fast feindseligen Blicken verfolgte.

„Zum Teufel“, dachte der Oberst, das war ja wahrhaftig ganz gemeiner Fasel, kann es möglich sein, will man sich einen schlechten Scherz mit mir erlauben? Aber wäre das Ganze, mit der „Abstinnung“ des Hauptmanns, nur Komödie? Wäre er im Gegentheile ein Gewohnheitstrinker, der nur aus Vorsicht, um nicht den Dienst plötzlich quittiren zu müssen, zeitweise das Trinken einstellte, wenn Energie und bessere Einsicht über ihn kamen? Daß er ordinären Brantwein in seinem Vorrathskrank hielt, war doch schon verdächtig genug! Wie nur heute das Gesicht des Hauptmanns strahlte und glühte im dunklen Roth, sollte es wirklich nur vom ungewohnten Genuß des Weines sein, den er sich ja heute als Wirth in der That nicht entziehen konnte? Das kann ja noch nett werden, wenn die Herren noch lange beisammen bleiben. Schade um ihn, er schien sonst ein so tüchtiger, strebsamer Offizier.

Bestimmt wie der Oberst war, sagte er den plötzlichen Entschluß, sich zu empfehlen, den besten Grund hatte er ja im Unwohlsein seiner Frau, die ihn nicht zur Gesellschaft begleitet hatte. — Zur höchsten Befürzung seiner Wirtin verließ der Regimentskommandeur nach kurzem, kühlem Abschied die Gesellschaft. Und wenn auch die allgemeine Fröhlichkeit kaum darunter litt, und der Hauptmann beim Schlafengehen zu seiner Gattin sagte: „Hol der Teufel alle Obersten der Welt, schön und gelungen war doch unser Fest“, — ein Stachel war trotzdem zurückgeblieben und noch Tage lang lagerte es wie eine Wolke über der sonst so frohen Stirn des Hauptmanns.

Einige Wochen später kommt Herr v. Elten sehr erregt, von einer kameradschaftlichen Zusammenkunft im Kasino heim. — Ohne nur im Entree draußen abzulegen, eilt er zu seiner Frau.

„Denke Dir, Hilbe“, ruft er ihr entgegen, „der Oberst gibt Gesellschaft fast sämtliche Offiziere des Regiments sind eingeladen, wenigstens die verheiratheten alle, nur wir nicht. Verstehst du das? — Mir geht es über den Horizont“ und ärgerlich wirft er die Mühe auf den nächsten Tisch. „Er muß also doch neulich bei uns etwas übel bemerkt haben — ich fühle ja jetzt immer, daß er etwas gegen mich hat, und ich zermartere mir den Kopf — ich muß da Klarheit schaffen. Gab mir Mühe es nicht merken zu lassen, leide nun schon seit Wochen darunter, aber auf die Dauer mit seinem Oberst gespannt zu stehen, — na weißt du, das wäre doch nicht auszuhalten, da gibt es häufige Rabelstiche, die bis auf die Knochen geben. Lieber wüßte ich gleich die Flinte ins Korn und quittirte den Dienst — ein Stück Leben würde es mich allerdings kosten“, murmelte er noch vor sich hin — „Da sieh nur nicht gleich so blaß und verstört aus, Kindchen, so weit sind wir ja noch nicht“, aber seine Stimme klang dabei ganz weh- und demüthig und in seinen Augen schimmerte es feucht, und dann fuhr er mit gehobenerm Lachen fort: „Nun, ein Entgelt hätte ich doch, — man brauchte sie wenigstens nicht weiter zu lasten — ein gutes Glas Sekt, Bier oder ähnliches sind vortreffliche Tröster“, und damit trat er zum Vorrathskrankchen, schänkte sich den letzten Rest des „Maraschino“ ein, goß ihn hinunter, und machte dann ein Gesicht — ein Gesicht, in dessen Mienen sich Erschauern, Verstörung, Zweifel und Ekel aufs deutlichste malten: Dann hielt er sich den Magen und brach in ein kramphastiges Gelächter aus. Erschreckt eilte Frau Hilbe auf ihn zu — war er plötzlich verrückt geworden? Und immer weiter lachend, tangte er mit der Westärzten im Zimmer herum: „Hurrah, Frauchen, ich hab's! Jetzt verstehe ich Alles, und doch nicht Alles, du kluges Weibchen, mußt mir helfen — das da in der Flasche — war ja Fasel, ganz gemeiner Fasel — und den habe ich neulich dem Oberst vorgelegt! Der mußte ja denken, ich sei ein ganz reitender Säufner, der schon nicht mehr weiß, was er trinkt, nein, solch schauerhaftes Zeug im Hause zu haben! Da ist es ihm wahrlich nicht zu verdenken, wenn er sich einen so gefahrvollen Menschen nicht zu seiner Gesellschaft bittet — aber nun wird sich ja wohl die Sache machen — doch erkläre mir, wie ist wohl der Brantwein in die Maraschino-Flasche gekommen?“

„Ich glaube, ich kann es“, meinte Frau Hilbe erleichtert. „Du weißt, beim Umzuge erlaubtest du mir, die noch vorhandenen Vorräthe den Padern zu überlassen.“

„Ach“, hat der Herrmannsmeister, der seinen Namen hat, seinen Namen nicht gelesen — sie waren in der Schmach gekommen und haben sich auch an dem Maraschino vergreifen, und zum Unbedenken, den Fasel ihrer eignen Pille einfüllend. Die verdammten Feinschmecker!“

„Nun verstehe ich auch die Blide der Leutnants“, rief Frau Hilbe, „aber sie sagten nichts, eh, der bon ton! sie ließen uns lieber in Verruf kommen, wegen des „Schwiegermutter-Bikors.“

„Der uns bald zum tragischen Verhängnis geworden wäre“, meinte der Hauptmann ernst — und dann mit frohem Lebensmuth: „Nun aber zum Oberst, ich hoffe, er wird kein Frosch sein, sondern Verständniß zeigen!“ Und lustig pfeifend ging er hinaus.

Eine Stunde später wird die Thüre des Wohnzimmers stürmisch aufgerissen, und des Hauptmanns Stimme ruft hinein: „Hilbe, Sonnabend sind wir beim Oberst auf Gesellschaft, höchst vernünftiger, prachsvoller Mann, ich glaube, wir werden nun gerade noch die besten Freunde! Es lebe der Maraschino!“

Englische Weltpolitik-G'stanzln.

I bin so a Kerl
Und mir is' halt net recht,
Wann irgend an Anderer
Ma was Quats möcht.

Yes! Dulich! Yes!

Und am widerst'n is mir
Der Michl, mein Brada,
Ueberall, wo i bin,
Sitzt er aa hin, bös Quaba!

Yes! Dulich! Yes!

Und sagt nur blos allweil:
„Bitte sehr!“ und „Pardon!“
Und wann er net so groß wär,
Verschloget i 'n schon!

Yes! Dulich! Yes!

Aber i bin jetzt mit all'
Meine Feindln schmalguat,
Scheut jedem a bißl was,
Daß er mir nix tuat!

Yes! Dulich! Yes!

Dem Franzosen im Süd'n,
Dem Russen im Ost'n,
Dem Yankee im West'n —
I lah mir was kost'n!

Yes! Dulich! Yes!

Nur der Michl friagt nix
Als vielleicht dann und wann
A Prinzessin von uns,
Daß er heirathen kann.

Yes! Dulich! Yes!

Die Weltausstellung in St. Louis.

In die Größe, in die Weite
Wuchs sie auf mit wildem Schwall
Größer wird nun auch die Pleite
Als die ältern Pleiten all.

Daraus wird man sich nichts machen,
Drüben über'm großen Teich;
Wenn die Yankees mal verfrachten,
Sind sie wieder lustig gleich.

Aber hier im deutschen Lande
Wird wahrhaftig nicht gelacht,
Wenn das Geld, das angewandte,
In St. Louis mit verfracht.

Dieses Geld, es sollte heben,
Sich vertausendfachen gar
Und nun ist es futsch — o Schreden —
Dieses Geld, bei uns so rar.

Futsch ging dieses Geld in Eile
Drüben in Amerika,
So wie die 400 Gänse
In Deutsch-Südwestafrika!

Magd. Gen.-Anz.

Humor im Berliner Gerichtsjaal.

„Da machen Sie man 'n Knoten rin.“
Der Bädergehilfe Otto Falsch liebt das Dienstmädchen seines Meisters, ohne Hogenliebe zu finden. Er versuchte vergeblich auf alle mögliche Weise das Mädchen für sich zu interessieren, schließlich wandte er die jetzt meist feliene Methode der Bedrohung an. Er stand wegen Bedrohung vor dem Richter.

Es ist ja unerhört, was Sie dem Mädchen zugelegt haben.
Angell.: Herr Gerichtshof, ich bitte ganz untertönig, machen Sie man 'n Knoten rin. Lassen Sie mir mein unglücklichen Zustand, mein zertrüffenes Gemüthe, mein jeknicktet Herze hier vor Ihn' ausnanderpolken un Se werden mit meine Verfassung Erbarnt' ha'm, un Se werden mit'n wehmüthiget Jesiehl sagen: „Er hat ihr jeliest, er war nix mehr ganz zuvalässig.“ In, bei werden Se sagen un werden mir entlassen mit'n wohlwollendet Wort, indem, daß Sie mir warn' werden vor de Liebe zu ne Bädermeesterstöchin.

Richter: Wir wollen Sie gerne zu Ihrer Verteidigung reden lassen, aber verschonen Sie uns mit solchem Gerausch.

Angell.: Bon wejen Jeroäsch, Herr Gerichtshof, da machen Sie man 'n Knoten rin. Ich kam also zu den Meister als Jekälse un gleich an erlichten Dach, da fiele ich mir dort so behaglich, bei id dachte, id bin im Himmel un wissen Se wodrum? Weil id so'n jutet Essen jar nix jekohnt jekochen bin. Id wees noch, wie heute, et jab Köfelerken mit Sped un Schweinskot'lette. Id sage zu unsern Lehrjung'n: „Willem“ sage id, „wer kocht denn hier in't Haus?“ „De Anna“, meente Willem. Id hatte damals de Anna noch nix vor mein leibhaftiget Oje jekochen, aber id muß sagen, id liebt ihr sojocht, se hat sich jeköfelermaßen durch mein' Magen in mein Herze rin jekesselt. Aber id lernte ihr noch an selbichten Dach in ihre jange scheene Persöhnlichkeit kenn' un ooch gleich war id Feier un Flamme. Id lachte ihr bei un wie id fertig war, mit mein Liebesjehändnis, da lachte se un meente: „Da machen Sie man 'n Knoten rin!“ Det sollte se ville heechen als wie: „Lejen Se't man da hin!“ Also mir schien Se nix gleich wiederzulieben. Id dachte, Se wird mir schon lieben lern'. Id fing nu an, valiebte Wörten zu reden un valiebte Dogen zu machen, aber et mußte nixt, dann kooft id se ne Brosche, se nahm se ooch, un meente, die kost' in de Friedrichstraße 43 Jennje dann ha't se Liebesjehichte gemacht un injeladen zu Sonnboch-Aussehen, aber se wollte nix. „Id sollte mir man wejen sie teen' fied in de Weste machen.“ Da fing id an in meinen unglücklichen Liebesjram nix mehr zuvalässig zu sin. Nu joochte id mal ind e Budele ne'am, bei id bei Mädchen ha'm mihte un wenn's nix mit Viere wär, denn brachste id jekocht, dann jiebt et Senge. Id weis det war Unrecht. Det müssen wol die Leite bei Mädchen wiederjehacht ha'm, denn se kam ganz fuchswild in de Badstube rin, wie id alleene war un schimpfte uf mir, nannte mir kramm' Hund un von wejen mein ganz natierlicher Bäderbeen, un da ha't denn mit det Dings hier jebroht, id will ihr aschießen. Da rannte se noch un schrie und die Anderen kamen un dabimsten mir un so is det jekomm'. Aber det is keen Revolver nix, bei is man so jekocht, bei is 'n Biejjarnnabschneider.

Da die Pistole sich allerdings als harmloser Zigarrenabschneider entpuppte, wurde der Angeklagte freigesprochen.

Angell.: So is recht, id un Ernst machen mit so'ne jekährliche Jegenstände, bei is zweerie. Herr Gerichtshof, aber det kann id Ihn' sagen, wenn jekt die Anna käme un zu mir sagte: „Otto id liebe Dir“, da würde id den Spieß umdrehen un sagen: „Da machen Sie man 'n Knoten rin.“

Beim Juwelier.

Jüngst machte ich mich auf den Weg
Zum Juwelier, um einzukaufen.
Als ich an Ort und Stelle war,
Sprach ich zum hübschen Ladenfräulein
Gern hätt' ich eine Nasenbubel
Und bitt', mir Auswähl vorzulegen!
Das Fräulein sah erstaunt mich an:
Was ist das, eine Nasenbubel? —
Pardon, ich habe mich versprochen,
Ich meinte eine Basenbubel! —
Auch eine solche kenn' ich nicht,
Entwiderte das Fräulein lächelnd
Ich sagte mich an meine Stirn,
Nein, eine Nasenbubel mein' ich!
Die führen wir hier nicht, sprach darauf
Das Fräulein, merklich schon verlegen
Nein, Nabelbasen, Nabelnasen,
Ach, Nabelbusen, Nabelnusen!

Leipzig. Fröbel'sche Verlagshandlung.